

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Donnerstag, den 30. Juni 1932

Nummer 38

Der Gorilla.

Stimme von Alfred Brie.

In dem Abend, als der Gorilla mit der Bahn ankommen sollte, strahlte das Landhaus Walter Bergmanns in hellem Licht. Der junge, durch seine absonderlichen Künste bekannte Millionär feierte den Tag, an dem er den seltenen Menschenaffen seinem kleinen ererbten Tierpark einverleiben konnte.

Walter Bergmann sammelte alles, was einen Seltenheitswert hatte, was andere nicht besitzen konnten. Er besaß eine Kunstsammlung, in der die Namen der alten Meister fast vollständig vertreten waren. Seine Briefmarkensammlung war allen Fachleuten bekannt. Wer sein größter Stolz war der „Orlov“, der berühmte Diamant, den er für einen märchenhaften Preis erworben hatte. Und jetzt sollte auch der Tierpark, nach dem Vorbild von Stellingen im Park angelegt, seine Attraktion erhalten. Er hatte alles Erdenkliche in Bewegung gesetzt, um einen Gorilla zu erwerben.

Walter Bergmann empfing seine Gäste in strahlender Laune. Jeder wußte, daß der Gorilla heute erwartet wurde, und selbstverständlich war das Tier das Gesprächsthema des Abends. Und als gegen Ende des Essens ein Diener aufgetaucht war, daß der Gorilla schon eingetroffen und vorläufig im Billardzimmer untergebracht sei, zitterte ein Raunen nervöser Spannung durch den Raum.

„Hoffentlich ist der Käfig gut geschlossen, daß wir keine unangenehmen Überraschungen erleben“, flügelte zusammenstreichend Rosa Volka, ein bekannter Filmstar, der sich durch seinen Wagen in den schillerlichsten Abenteuern einen Namen gemacht hatte, und ihr Begleiter und Partner fügte hinzu: „Man wird in Zukunft Ihre Einladungen nicht mehr annehmen können, lieber Bergmann, aus Furcht, einem ausgewachsenen Gorilla zu begegnen.“

Walter Bergmann lachte behaglich. Er hatte wieder einmal seinen Jock erreicht, eine Sensation gefunden, die wochenlang in aller Munde sein würde.

Raum war die Tafel aufgehoben, begaben sich die Gäste unter seiner Führung in das Billardzimmer, das nur von einigen Kerzen matt erleuchtet wurde. In einer Ecke stand der schwere eiserne, übermannshohe Käfig. Schon an die Wand gedrückt sah der Gorilla, den Kopf auf die Brust geneigt, ohne das mindeste Interesse für die ihn umringenden Besucher zu zeigen. Man warf ihm Fruchtscheiben, Backwaren durch die Stangen des Gitters, aber das Tier bewegte sich nicht. Stillschweigend gingen seine langen Arme hinab.

„Bleibt er so ruhig, ihn vorläufig allein zu lassen“, rief einer der Gäste, „damit er sich an die neue Umgebung gewöhnt.“

Als gegen Mitternacht alle anderen Gäste das Landhaus verlassen hatten, sah Walter Bergmann noch eine Weile planlos umher. Bei einer Flasche Wein und bei einer Zigarette mit dem Bankier Robert Barton zusammen, einem seiner engsten Freunde, der in alle seine vielfachen Geschäfte eingebunden war.

„Diese neugierige Baune hat Sie wieder ein schönes Stück Geld gekostet, Bergmann“, meinte der Bankier beäuglich. „Die Bäume ist sehr fein, und...“

Walter Bergmann unterdrückte ihn lachend: „... und deshalb ist das einzig Richtige, sich Sachverständige anzuschaffen. Ich glaube nicht, daß mein ganzer Aktienbesitz mir im Notfall so viel Geld einbringen würde wie meine Sammlungen, und bedenken Sie, was vor allem der Orlov wert ist.“

Stimmte, stimmte! Aber der Gorilla... eine Baune... Der andere wehrte lebhaft ab: „Durchaus keine Baune, lieber Barton. Kommen Sie noch einmal mit mir in das Billardzimmer, und Sie werden sehen, daß ich nicht so unpraktisch bin, wie Sie annehmen möchten.“

Wenigstens folgte ihm Barton. Der Gorilla lag noch immer unbeweglich in seiner Ecke. Aber seine Augen folgten jetzt jeder Bewegung der beiden.

„Sie können sich denken, Barton“, begann Walter Bergmann, „daß ich alle Vorkehrungen getroffen habe, um das einfache Landhaus mit seinem wertvollen Inhalt vor Einbruch zu schützen. Und die Herren Verbrecher wissen es und haben ihre Bemühungen seit einiger Zeit eingestellt, obgleich der Orlov in der Tat einen Wert hat.“

Der Bankier nickte zustimmend: „Allerdings... ich verstehe nicht...“

„Glauben Sie“, fuhr Bergmann fort, „daß ein Einbrecher es wagen wird, dieses Zimmer zu betreten, und wenn er es wirklich tun sollte, nicht sofort fliehen wird, wenn der Gorilla sich drohend vor ihm aufstellt? Ich habe Sie deshalb gebeten, heute den Orlov mitzubringen, denn ich halte meinen Koffer in Ihrer Bank nicht für so sicher, wie dieses Zimmer mit dem Gorilla.“

Er nahm das Glas mit dem kostbaren Inhalt und barg es in der Ecke eines Spieltisches, der in einer Ecke stand.

Robert Barton nickte anerkennend. Sie mit Ihren Ideen fand wirklich ein fabelhafter Mensch, Bergmann!

In diesem Augenblick schaute sich das Paar der beiden vor Entsetzen. Die glühenden Blicke der beiden fielen auf die Tür des Käfigs, die sich langsam, freischwebend öffnete. Vor ihnen stand der Gorilla, strahlte seine beiden Arme aus... Das erlosch das Licht. Die Leuchte hatte sich in dem Zimmer gelöst.

Dann ein Geknallen von leisen Schüssen, ein Klirren der Fensterscheibe. Eine dunkle Gestalt tauchte in flüchtiger Bewegung durch das Fenster ins Freie. Mit einem Satz war Walter Bergmann am Gorilla, ließ das Licht wieder aufkommen.

Der Gorilla war verschwunden, mit ihm aus der weit geöffneten Lade des Spieltisches das Glas mit dem kostbaren „Orlov“.

Am nächsten Morgen fand man auf der Landstraße ein sorgfältig präpariertes Gorillafell.

Die Uraufführung.

Stimme von Harry Wien.

Der Tag der Uraufführung war ohne Sonne. Als Wald, der Dichter, aus dem kurzen, von Träumen durchschrittenen Schlaf erwachte, sah er, daß ein wolkenverhangener Himmel die Stadt überdeckte.

Wald versuchte, vom Fenster aus das Dach des Theaters, in dem am Abend seine Uraufführung stehen würde, zu entdecken. Aber der alte Bau, bei klarem Wetter in der Ferne erkennbar, stand jetzt unsichtbar hinter dem Nebel.

Wald dachte daran, wie oft er in diesem Hause eine Uraufführung erlebt. Die Uraufführung der anderen! Heute erstand sein Werk auf der Bühne. Die Schauspieler sprachen seine Worte! Das Publikum füllte das Parterre, die Ränge, die Logen. Man lachte. Man ließ sich ergreifen. Man spendete Beifall. Der Vorhang, der kupferfarbene Flog auseinander. Man drängte ihn auf die Bühne. Beifall umdrängte ihn. O, dieser Abend, der brennend ersehnte, würde der Glanz, die Krone seines Lebens sein!

Das Telefon schrie stürmisch in Walds Phantasien. Er vernahm die Stimme von Minna Delius, der Hauptdarstellerin seines Stückes. Sie fragte, ob Wald der Uraufführung seines Dramas beimohnen wolle.

Reibetanz verliert seine Jugend / Novelle von Gert Linnh

So sollte sein schönster Wunsch doch in Erfüllung gehen: Er, Wilhelm Reibetanz, Museumsdiener an der Neuen Pinakothek, würde morgen seine Heimat wiedersehen, die er vor mehr als zwanzig Jahren verlassen. Zweimal schon hatte die Reise unterbrochen müssen. Erstmal, als das zurückgelegte Geld in den Millionen der Inflation entschwand, und zum anderen Male, als seine Frau starb.

Angewidene hatte er den teuren Grabstein auf Soller und Hengst abgeholt und wieder so viel auf die Kante gebracht, daß er die Reise bestreiten konnte. Dieses Mal — aller guten Dinge sind drei — würde es wohl nicht mehr schief gehen. Morgen, morgen würde er fahren!

Reibetanz nahm die Mottenkugeln aus den Taschen seines guten Anzugs und hing ihn über die Stuhllehne. Dann wusch er seine Stiefel, büffelte seinen Hut, schmierte sich Probiant und packte die Reisetasche, die eine Menge Kunstkarten aufnehmen mußte. Diese Karten zeigten die wertvollen Gemälde, die Reibetanz als Museumsdiener zu betreten hatte und die er seinen Jugendfreunden, vor allem Masche, Frenzel und Dörmisch, zeigen wollte.

Es war spät geworden. Reibetanz stellte den Beder auf sechs Uhr, entledigte sich und ging zu Bett. Die Bogenlampe der Straße goß mattes Licht durch die Gardinen, und Reibetanz begann die roten Karrees seines Bettes zu zählen, um sich von allem abzulassen und schnell Schlaf zu finden.

Aber so weit er auch zählte, immer wieder tauchten Gesichter aus seiner Jugendzeit aus dem roten Meer der Bettzeugquadrat empork: sein Lehrer Hebert, der ihn, als er das Medizinstudium aufgab, die Mollbrüste vom Zeigefinger gerissen hatte, an dem gar keine Verwundung war; der Schiedsrichter von Großhans Granitwerke, der ihn und Arthur Frenzel, als sie am Pulverbäumchen Jüdischen abtasteten, mit drohendem Fingerring nachgesehen war.

Arthur Frenzel war ihm immer der liebste gewesen, und er freute sich herzlich, daß es ihn gut ging. Wenigstens verlebte er eine von Nachbarn, den er beim Landsturm in Flandern getroffen hatte. Masche war Stationsvorsteher geworden. Er hatte es weit gebracht, obgleich er in der Schule durchaus keine Leuchte gewesen war! Und Hilda Engel, die damals im Radfahrerverein seine Theaterpartnerin gewesen war und die er über das Theater hinaus gern gehabt hatte — Hilda Engel war mit dem Vater Weibel verheiratet.

Reibetanz wurde von den quälenden Erinnerungen förmlich gequält. Die Kissen hingen sie sich an ihn, und laun, daß er eine abgetan hatte, hing irgendwo eine neue. Er hörte es zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr schlagen, bis er endlich in einen unruhigen Schlaf schlummerte, aus dem ihn das Rauseln des Bettes schmerzhaft heraustrug.

Er machte sich fertig und kam lange vor der Zeit auf dem Bahnhof an. Er wählte sich einen schönen Fensterplatz aus, und als sich der Zug in Bewegung setzte, befand er sich mit einer Dame und ihrer etwa vierzehnjährigen Tochter allein im Abteil. Reibetanz schaute sich, und ganz gegen seine sonstige Art eröffnete er ein freies Gespräch. Binnen einer Stunde wußten Mutter und Tochter ausgiebig über ihn und den Jock seiner Weibe. Er wunderte sich über sich selbst und hätte nicht gedacht, daß er eine Unterhaltung so lange und flüchtig durchhalten konnte, und plötzlich, von seinen eigenen Worten berührt, wurde er tollkühn und erzählte seinen Reiseerlebnissen das Blaue vom Himmel herunter: Er, Reibetanz, würde vom Kriegerehrenkreuz mit Eichenlaub und vom Radfahrerorden mit Eichenlaub und Eichenblätter des Ordens des Heiligen Vaters.

Er redete sich damit in die Phantasie hinein, daß er beinahe selbst daran glaubte. Als in Martfeld die freundliche Dame mit ihrer Tochter ausstieg und das Abteil sich mit fremden Gesichtern füllte, lebte Reibetanz großartig in seiner Ecke und war am liebsten, ob Frenzel und Dörmisch beleidigt sein würden, wenn er bei Masche übernachtete.

Er lachte und fragte zurück, ob sie schon jemals erlebt, daß ein Autor nicht der Uraufführung seines Stückes beigewohnt, besonders, wenn er in der Stadt anständig und aus ihr gebürtig war, in der sein Werk die Feuerprobe erlitten sollte. Die Delius meinte, das habe sie allerdings noch nicht erlebt. Doch würde ein solcher Dichter auf sie Eindrücke machen. Es sei wahr, Größe, die im Hintergrund halten zu können.

„Ach, Minna Delius, was fragt ein Autor nach wahrer Größe, wenn er am Abend seiner Uraufführung sein Wort, das tief erlitten, ertönen hört! Nichts wird mich hindern, heute Abend als glücklicher Autor und Bewunderer Ihrer genialen Darstellung am Theater anwesend zu sein!“

„Nichts wird Sie hindern“, sagte die Delius, und Wald wunderte sich, wie toll sie diese berühmte, von Tausenden geliebte Stimme klingen konnte. Auf dem Wege zum Büro kaufte er bei seinem Juwelier für Minna Delius als Geschenk einen Anhänger. Ein herrliches Schmuckstück! Koralle und Brillanten!

Auf Walds Schreibtisch häuften sich an diesem Tage die Akten. Er aber sah auf diesen nichtern gelben Mappen träumend den grünen Schimmer eines Vorberzanzes...

Rechtsamthal Wald hat das Büro verlassen und ist nach Hause gefahren, um sich umzusetzen zur Uraufführung. Er bewohnt die geräumige Wohnung im Erdgeschoß, die er mit seiner Mutter teilt, die viel zu groß für ihn wurde, als sie lebte. Eine junge Frau muß ins Haus, sagen einbringer der Freundin. Und Wald selbst wünscht sich wieder ein Heim, das eine Frau mit ihrer sonnigen und liegenden Gegenwart besetzt.

Die Wohnung, die morgens von einer Stundenfrau gereinigt wird, liegt dunkel da und leer, als er sie betritt. Wald schreitet stummend den Korridor hinab und begibt sich unmittelbar in sein Arbeitszimmer.

Er fingt vor sich hin, während er ein Bad nimmt, das Haar büschelt, den Frack anzieht. Er steht das Schmuckstück für die Delius zu sich und begibt sich in sein Arbeitszimmer, um sich mit Geld zu versorgen. Dieser Abend wird nicht, billig. Nach der Vorstellung wird man zusammen essen. Der Direktor wird dabei sein, der Dramaturg, die Schauspieler Doro, Vikhoff, Luma, die Delius und ihre Freundinnen, die Bildhauerin Balzer-Gregendahl und die Schwestern Dolly und Eine Döringer, Medaillenherstellerin von Beruf.

Doch als Wald den Korridor hinab geht, bemerkt er unter der Tür seines Arbeitszimmers einen schwachen Lichtschein und zugleich ein leises Sägen oder Kratzen. „Einbrecher“, denkt Wald. „Einbrecher gerade am Abend meiner Uraufführung!“

Er reißt die Tür auf. Zwei maskierte Männer neben dem erbrochenen Schreibtisch werden sich rümpfen. „Eine Aufregung, Herr Doktor! Keine unnötigen Anstrengungen! Bewahren Sie sich nicht an Telefon! Das Rote ist schon alarmiert. Es ist kein Einbruch im Alarant. Trotzdem müssen wir Sie ein wenig verschüchtern. Ohne Sorge, Herr Doktor! Alles wird gut gehen.“

Walds Wehren ist umsonst. Starke, auf dem Rücken verknüttelte Hände fassen ihn. Er muß mit ohnmächtigen Grimassen zusehen, wie die Gauner sachkundig den Schreibtisch plündern und Geld und Wertgegenstände an sich nehmen. „Machen Sie mich frei!“

„Ich muß heute abend zur Uraufführung“, flüstert Wald. Sie antworten nicht. Was geht sie die Uraufführung an! Sie nähern sich ihm und durchsuchen seine Taschen.

„Lassen Sie mir wenigstens das Schmuckstück für die Delius!“ ruft Wald ergrimmt.

Aber sie halten es schon in Händen und starren auf Koralle und Brillanten. „Ein Angebinde für unsere große Schauspielerin“, flüstert der eine.

„Die blaue Koralle hätte zu ihrem braunen Haar gut gepaßt. Doch auch andere Weiber haben Voten von der gleichen Farbe“, flüstert der zweite. Und dann senkt sich ein Tuch über Walds Gesicht. Er spürt noch, wie man ihn fortträgt. Das Abfahren des Autos, in das man ihn gepackt, empfindet er nicht mehr.

Als Wald die Augen öffnet, vernimmt er leise Musik. Durch den Spalt eines nicht ganz geschlossenen Vorhangs fällt Licht. Er sieht Herren im Frack, Damen im Abendkleid. Als er seine Schultern befreit, seine Knie, merkt er: Die Stride, die ihn fesseln, sind gelöst, und wie er prüfend am sich schaut, erkennt er: Er liegt auf einem Divan in dem rotenholzfurnierten Saal der Schauspielerin Delius, in dem Minna und er so oft den Tee getrunken, während sie unter seiner Leitung die Rolle in seinem Drama einstudierten.

Er richtet sich auf und sieht dabei einen Gegenstand vor einem Tischchen, der liegend zu Boden fällt.

Aus dem Salon nebenan tritt eine Frau in das Gemach, schließt den Vorhang, dreht am Lichtschalter, und Hella überfließt auf einmal den ganzen Raum. In der Helle steht Minna Delius in einem Abendkleide aus weißem Sammet. An ihrem Hals blitzen und funkeln Koralle und Brillant.

„Dieser Schmuck — der Schmuck für Sie wurde mich gestohlen!“, flammte Wald. „Wie kommt es, daß Sie ihn doch erhalten haben, Minna? Wie gelangte ich in ihr Haus? Was bedeutet das alles?“

Minna Delius sitzt neben ihm und hat seine Hände umfaßt. „Es bedeutet, Konrad, daß die Liebe in meinem Dienst stand. Es sind meine alten, lieben Kollegen Fuß und Fabian. Man hat Sie in meinem Aufzug verkleidet! Man hat Sie mit Wasser besprüht. Man hat Sie zu mir gebracht.“

„Warum wollten Sie dies alles, Minna?“

„Ich wollte es, weil Sie bei der Uraufführung nicht anwesend sein durften. Lieber. Sie haben Sie nicht gut genug! Ich wußte es. Wir alle vom Bau wußten es, daß es einen Skandal geben würde. Du solltest das nicht erleben, Konrad. Ich wollte es nicht, weil ich dich liebe!“

Ihre Arme haben ihn umschlungen. Was nahe vor seinen Augen sind Minnas liebevolle Augen.

So punierte er die ganze Zeit in die fliegende Landschaft hinaus und schrat ordentlich zusammen, als der Zug schon in L hielt, wo er in die Hofbahn umsteigen mußte. Nun noch eine gute Stunde, und sein Fuß würde nach zwanzig Jahren wieder Heimat Erde betreten!

Reibetanz ließ seinen Blick mehr vom Fenster. Die Dörfer, die jetzt vorüberzogen, kannte er alle. Jetzt mußte gleich die Gasanstalt kommen! Jetzt die Viehweide! Jetzt die Obstplantage! Jetzt der Tunnel! Und jetzt — Reibetanz brust strahlend — die große Kellertafel „Großhans Granitwerke“! Die Kellertafel, der Zug prasselte über die Weichen, die Bremsen freischien, und die Heimat lag ihren lange verschollenen Sohn wieder. Das war nachmittags um die fünfte Stunde.

Reibetanz thrang als erster vom Trittbrett. Seine Augen ließen unsicher über den schmalen Bahnsteig, auf dem ein halbes Dutzend Menschen eilig dem Ausgang zuströmte.

Da öffnete sich die Tür des Stationsraumes. Reibetanz erkannte den Mann unter der roten Mütze auf den ersten Blick. Es war Masche. Und über das ganze Gesicht grünte, stellte er sich ihm in den Weg und streckte ihm schon von weitem seine Rechte entgegen.

Masche ließ einen prüfenden Blick über ihn gleiten und juckte die Achseln: „Bedaure, ich kann mich nicht erinnern.“ „Ich bin doch der Willi!“

„Willi?“

„Willi Reibetanz, Dein Schulkamerad!“

„Ach ja, richtig, der Reibetanz! Ich hätte Sie nicht wiedererkannt. Wie geht's Ihnen denn? Und was treiben Sie eigentlich?“ — Museumsdiener? So, ja. Vielleicht sehen wir uns noch, wenn Sie weiterfahren! Alles Gute, Reibetanz, leben Sie wohl!“

„Sprach“, gab Reibetanz leichtfin die Hand und verschwand im Stationszimmer.

Reibetanz starrte sprachlos hinterdrein. Er gab seine Fahrkarte ab und verließ nachdenklich den Bahnhof. — Eigentlich war Masche ja nicht besonders nett zu ihm gewesen. Wie hatte er doch gesagt: „Vielleicht sehen wir uns noch, wenn Sie weiterfahren!“ — Warum schon wieder weiterfahren? Warum „Sie“, wenn man die Schulbank mitkommen gedrückt hat? — Und „Leben Sie wohl!“ — Das hat nicht so ähnlich geklungen wie „Scher Dich zum Teufel!“

Reibetanz wanderte die Dorfstraße entlang. Er schlug den Weg zur Dorfstraße ein, deren Inhaber sein Freund Arthur Frenzel sein sollte. Der lebte in der gleichen sozialen Schicht wie er — und übrigens hatte sie ja früher alles miteinander ausgekostet. So etwas verbindet! Frenzel, der treue, hiedere Handwerker, während ein Stationsvorsteher — na ja.

Reibetanz stand in der Schenke. Sein Freund Arthur beschleunigte eben ein Pferd. Dide Rauchscheiden mit dem beifenden Geruch verjagten den Dampf der Dampfmaschine. Reibetanz mußte eine ganze Weile warten. Erst als der Schiedsrichter seine Arbeit beendet hatte, wurde er ihn gewahrt.

„Womit kam ich Ihnen?“

Da brach es gewaltsam aus Reibetanz heraus, seine Stimme federnde, es klang wie beschwörend: „Kennst Du denn Deinen Freund Reibetanz nicht mehr? Kennst Du denn Deinen Freund Reibetanz nicht mehr, der damals in Großhans Granitwerken, hinter am Pulverbäumchen?“

Reibetanz wies mit dem Daumen hinter sich und tastete nach Worten. Die Augen angestarrt auf Frenzel gehetzt, wartete er auf ein entgegenkommendes Wort, auf ein kleines Zeichen der Freude, ein Nicken des Wiedererkennens.

Er wartete vergebens. Der Schiedsrichter, von dem seltsamen Verhalten des Ankommenden fassig geworden, trat nahe an ihn heran, musterte ihn mißtraulich und entgegnete dann gelassen:

„Tatsächlich, Du bist es, der Reibetanz. Gut scheint es Dir ja nicht eben zu gehen. Bist wohl auf der Waise, auf der Suche nach Arbeit?“

„Ich bin ein wenig verschüchtern. Ohne Sorge, Herr Doktor! Alles wird gut gehen.“

Walds Wehren ist umsonst. Starke, auf dem Rücken verknüttelte Hände fassen ihn. Er muß mit ohnmächtigen Grimassen zusehen, wie die Gauner sachkundig den Schreibtisch plündern und Geld und Wertgegenstände an sich nehmen. „Machen Sie mich frei!“

„Ich muß heute abend zur Uraufführung“, flüstert Wald. Sie antworten nicht. Was geht sie die Uraufführung an! Sie nähern sich ihm und durchsuchen seine Taschen.

„Lassen Sie mir wenigstens das Schmuckstück für die Delius!“ ruft Wald ergrimmt.

Aber sie halten es schon in Händen und starren auf Koralle und Brillanten. „Ein Angebinde für unsere große Schauspielerin“, flüstert der eine.

„Die blaue Koralle hätte zu ihrem braunen Haar gut gepaßt. Doch auch andere Weiber haben Voten von der gleichen Farbe“, flüstert der zweite. Und dann senkt sich ein Tuch über Walds Gesicht. Er spürt noch, wie man ihn fortträgt. Das Abfahren des Autos, in das man ihn gepackt, empfindet er nicht mehr.

Als Wald die Augen öffnet, vernimmt er leise Musik. Durch den Spalt eines nicht ganz geschlossenen Vorhangs fällt Licht. Er sieht Herren im Frack, Damen im Abendkleid. Als er seine Schultern befreit, seine Knie, merkt er: Die Stride, die ihn fesseln, sind gelöst, und wie er prüfend am sich schaut, erkennt er: Er liegt auf einem Divan in dem rotenholzfurnierten Saal der Schauspielerin Delius, in dem Minna und er so oft den Tee getrunken, während sie unter seiner Leitung die Rolle in seinem Drama einstudierten.

Er richtet sich auf und sieht dabei einen Gegenstand vor einem Tischchen, der liegend zu Boden fällt.

Aus dem Salon nebenan tritt eine Frau in das Gemach, schließt den Vorhang, dreht am Lichtschalter, und Hella überfließt auf einmal den ganzen Raum. In der Helle steht Minna Delius in einem Abendkleide aus weißem Sammet. An ihrem Hals blitzen und funkeln Koralle und Brillant.

„Dieser Schmuck — der Schmuck für Sie wurde mich gestohlen!“, flammte Wald. „Wie kommt es, daß Sie ihn doch erhalten haben, Minna? Wie gelangte ich in ihr Haus? Was bedeutet das alles?“

Minna Delius sitzt neben ihm und hat seine Hände umfaßt. „Es bedeutet, Konrad, daß die Liebe in meinem Dienst stand. Es sind meine alten, lieben Kollegen Fuß und Fabian. Man hat Sie in meinem Aufzug verkleidet! Man hat Sie mit Wasser besprüht. Man hat Sie zu mir gebracht.“

„Warum wollten Sie dies alles, Minna?“

„Ich wollte es, weil Sie bei der Uraufführung nicht anwesend sein durften. Lieber. Sie haben Sie nicht gut genug! Ich wußte es. Wir alle vom Bau wußten es, daß es einen Skandal geben würde. Du solltest das nicht erleben, Konrad. Ich wollte es nicht, weil ich dich liebe!“

Ihre Arme haben ihn umschlungen. Was nahe vor seinen Augen sind Minnas liebevolle Augen.

Er griff in die Tasche, zog eine blanke Wart heraus und drückte sie Reibetanz mit der Befriedigung „Da!“ in die Hand. Mehr konnte er, Frenzel, leider nicht für ihn tun, die Zeiten waren zu miserabel, und wenn man wie er sieben Kinder hätte, dann mußte man das Seine tüchtig zusammenhalten, um über Wasser zu bleiben. Sonst wäre er sehr erfreut, den Reibetanz wiederzusehen; er sollte doch morgen, ehe er weiterzöge, noch mal vorbeikommen, für heute aber adieu und viel Glück auf den Weg!

Reibetanz war hinausgedrückt worden und stand auf der Straße. Die Enttäuschung über das soeben Erlebte hatte ihm jedes Wort verschlagen. Er hatte genug. Er würde morgen nicht wieder vorbeikommen, würde das Mißverständnis auf sich beruhen lassen. Zuletzt würde es doch wieder heißen: „Adieu!“ mit dem Unterton: „Scher Dich zum Teufel!“

Ja, er hatte wirklich genug. Er suchte weder Vorterm noch Hilda Engel auf, sondern begab sich folgend in den „Schwarzen Bär“, wo er ein Zimmer für eine Nacht mietete. Er sah eine Kleinigkeit, trank ein paar Dünste und legte sich zeitig nieder; er war rechtlich müde.

Freilich, in seiner Vorstellungswelt lebten die Ereignisse des Tages weiter, vermengten sich und wurden zur unentwirrbaren Groteske: Reibetanz sah sich wieder in der Neuen Pinakothek. Da winkte der Christus aus dem Gemälde „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ und fragte: „Stenist Du denn Deine Hilda Engel nicht mehr?“ Und Hilda richtete sich auf und lächelte ihn an. Jetzt wurden die Mägen vom Hebelde rebellisch: „Und wir?“ riefen sie. „Was ist mit uns?“ Reibetanz sah sich verwundert um und blühte in die bekannten Gesichter seiner Mitkonfirmanten. „Schau her!“ Lang es von Feuerbachs „Weber“. Und in den hier halbnahten Matrosen, die das Schiff in See ziehen, erkannte Reibetanz seine Kameraden aus der Hebertreit-Klasse.

Auf einmal nahm die trauernde Witwe am Ufer die Hände vom Gesicht, und siehe da, es war seine verlorene Frau. Sie deutete auf die beiden Kinder an Medas Brust und sagte traurig: „Unsere Kinder!“ Daraufhin wurde Frenzel lebendig, der in der „Sendlinger Bauernschlacht“ voranführte, und er brüllte aus Leibeskräften: „Das sind meine Kinder!“ Und er schwang die gewaltige Dreifache in seinen Armen, stürzte gegen das Bild „Einzug des Königs Otto in Athen“ und zerstückte während die Säulen des Tempels, der — König Otto entpuppte sich jetzt blühhell als Stationsvorsteher Masche — mit furchtbarem Getöse zusammenbrach.

Er erwachte in heller Aufregung. Das Fenster seines Zimmers stand offen. Ein Gewitter war heraufgezogen, und starker Donner erschütterte die Luft.

Reibetanz schlief nicht wieder ein. Er quälte sich noch einige Stunden im Bett herum und fuhr, ungehoben von Masche, mit dem ersten Zug davon. Die Heimat, das wußte er, hatte ihn zum letztenmal gesehen.

Im Schnellzug drückte er sich in einen Winkel und schloß die Augen. Um seinen Mund liefen zwei tiefe Striche. Er dachte an dieses und jenes, aber ohne ein richtiges Interesse. Er kam sich merkwürdig wehrlos, ja, eigentlich beinahe überflüssig vor.

Reibetanz wußte in dieser Stunde noch nicht, daß er von gestern auf heute um zehn Jahre älter geworden war. Er hatte seine Jugend endgültig verloren.

Wieder zu Hause, warf er das Mantelstück, das ihm Frenzel spendiert hatte, in seine Kramkassette, wo auch der Wytentanz seiner verstorbenen Frau lag.

Einige Tage später trat er den Dienst wieder an. Seine erste Arbeit war, daß er die bürren Blätter zusammenlegte, die der Sturm über Nacht vor das Portal der Neuen Pinakothek geweht hatte.

Er streicht über ihr braunes Haar. Er küßt langsam ihre Lippen. „Die Uraufführung ist vorbei“, denkt er. „Wie wieder werde ich eine haben.“

Angst vor der Stimme.

Stimme von Gerd Land.

Im grellen Lichtegel vor dem schwarzen Samtvorhang steht ein Mann, schlank, im gutgeschuittenen Smoking, mit weißen Schläfenhaaren und schmalen Händen. Seine Lippen halten eine brennende Zigarette, deren Rauch die Rüstern ausstoßen. Der Mann schweigt.

Noch liegen die Schlupfafforde des Orchesters in der Luft. Das Rascheln mit den Programmbüchern und das Tuscheln der Erwartung sind noch nicht verweht. Der Mann auf der Bühne aber wartet auf Ruhe, auf vollkommene Stille. Gezielt, ein Triß ist das, in langen Jahren, in vielen Varietés ausprobiert. Ein Triß, der die Erwartung des Publikums steigert.

Eine Stimme ertönt jetzt und läßt das Publikum des Grobvariétés erschauern. Diese Stimme kommt von weiter, aus einem Keller offenbar. Die Stimme fragt: „Bist Du schon da, Herbert Branton?“ Der Smokingmann auf der Bühne antwortet lächelnd: „Ja, ich bin da.“

Die Stimme kommt näher, jetzt ist sie bereits aus dem Keller gestiegen und befindet sich vor den Eingängen zum Zuschauerraum. Man hört sie förmlich durch das Roster haften, man fühlt die Jagd dieser geheuten Stimme. Sie packt die Hörer, die unwillkürlich den Kopf wenden, um den Inhaber der Stimme zu sehen. Sie flüstert: „Ich finde Dich nicht, Herbert Branton.“ Der lächelnde Mann auf der Bühne erwidert: „Kommt nur immer herein!“

Nun ist die Stimme im Zuschauerraum, sie wandert am den Parktreiben entlang und droht: „Gleich hab' ich Dich, Herbert Branton!“ Näher kommt sie, immer näher. Und schließlich ist sie auf der Bühne bei dem lächelnden, rauchenden Manne. Dessen feineres Lächeln verschwindet. Er schließt die Zigarette an dem Mund. Das ist das Zeichen zum lauten Beifall für den weltberühmten Vaudeville.

Der Mann setzt sich in einen Sessel, nimmt seine Smokingpuppe mit den beweglichen Gliedern und Augen auf der Schopf. Er zündet sich eine neue Zigarette an und schenkt ein Glas Wasser ein. Und während er raucht und trinkt, läßt er seine Puppe sprechen, deren rechtes Augenlid schelmisch auf und niederklappt, wenn sie mit einer jungen Dame schäkelt.

Der Vaudeville Herbert Branton ist an diesem Abend sehr froh. Nach langen Jahren unermüdlicher Tätigkeit, aufreibender Gastspiele und Experimentallabende, zermürbender Reisen von Engagement zu Engagement, erschöpfenden Übungen und Kämpfen mit Agenten, Pressescheitern und Diktoren, ist dies für eine kurze Zeitpause sein leichtes Auftreten.

Er freut sich sehr: Er kommt dem weltberühmten Manne, dem er so oft begegnet ist, sehr nahe.

Er freut sich sehr: Er kommt dem weltberühmten Manne, dem er so oft begegnet ist, sehr nahe.

Er freut sich sehr: Er kommt dem weltberühmten Manne, dem er so oft begegnet ist, sehr nahe.

Er freut sich sehr: Er kommt dem weltberühmten Manne, dem er so oft begegnet ist, sehr nahe.

Er freut sich sehr: Er kommt dem weltberühmten Manne, dem er so oft begegnet ist, sehr nahe.

